

Fernsehunterhaltung: Große Welt auf kleiner Bühne

Anmerkungen und Momentaufnahmen

Von Hermann Boventer

In einer neueren Studie über das Fernsehen, die Familie und die Fernsehunterhaltung heißt es zur Rezeptionssituation: »Es scheint, als habe das Fernsehen von heute die Feuerstelle von gestern, um die sich die Familie sammelte, ersetzt.«¹

Die mythenbildende Kraft des Fernsehens ist es, die seine »Signalgebilde« als eine neue Religion kennzeichnet.² Auf Anhub könnte man glauben, das Fernsehen sei ein profanes Medium von ausgeprägter Weltlichkeit. Alles, was der Mensch erfährt und schafft, die Zivilisation, das Kulturelle und das Politische, das werde dem Medium in einem globalen, aber sehr diesseitigen Sinn zur »Welt«. Als flaches, ja triviales Medium scheint das Medium unserer transzendenz-vergessenen Gegenwart auf besondere Weise erlegen zu sein.

Aber diese Auslegung beruht auf einem vordergründigen Eindruck. Das Fernsehen trägt nur oberflächlich die Signatur der Neuzeit und ihrer Rationalität. Die symbolische, fiktive oder konstruierte Wirklichkeit des Fernsehens kann uns weiter von den Realitäten dieser Erde entfernen als irgendeine Jenseitshoffnung dies vor dem Zeitalter der Säkularisierung vermocht hat: »Kreuze die mythische Macht des Technologischen mit der kulturellen Vorrangstellung des Visuellen, und der Nachkömmling ist eine elektronische Ikone. Das, glaube ich, ist der Grund, warum wir eine neue Theologie der Kultur brauchen.«³ Solche Deutungen hat der Harvard-Theologe Cox bereits Anfang der siebziger Jahre formuliert. Fernsehen und Fernsehunterhaltung erscheinen als verkappte Formen einer Religion.

1. Im täglichen Leben der Menschen

Die folgenden Überlegungen gelten dem Fernsehen in seiner unterhaltenden Eigenschaft. Die These von der mythenbildenden Kraft des Mediums haben wir vorangestellt, um dem Mißverständnis vorzubeugen, die Fernsehunterhaltung sei etwas Flaches und Triviales, das einer weiteren Aufmerksamkeit kaum wert ist. Wir fragen nach dem kulturellen, geistigen und moralischen Stellenwert der Unterhaltung und Fernsehunterhaltung unter den Bedingungen der Massenkommunikation und Massenkultur. Zu Hause im Wohnzimmer und in der Familie ist das Fernsehen ein Dauergast. Die Menschen verbringen viel Zeit mit ihm. Da ist etwas über uns

1 Angela Fritz, *Die Familie in der Rezeptionssituation. Grundlage zu einem Situationskonzept für die Fernseh- und Familienforschung.* München 1984, S. 11.

2 Vgl. Harvey Cox, *Verführung des Geistes.* Stuttgart 1974, S. 262, S. 13f.

3 Ebd., S. 261. Dazu auch: Hermann Boventer, *Ethik des Journalismus. Zur Philosophie der Medienkultur.* Stuttgart ²1985, S. 218f.

hereingebrochen, hat sich lautlos, aber dauerhaft in unseren Häusern eingenistet, von dem wir nicht sagen können, die Wirkungen seien uns bekannt und wohlvertraut. Für viele Menschen ist das Gezeigte schon allein dadurch bedeutsam, daß es im Fernsehen vorkommt. Wie kein anderes Medium überspringt es die Schwellen der distanzierenden Einschätzung und rückt sich selbst ins Zentrum mit seiner spezifischen Aura: The medium is the message. Auf technischem Wege wird das traditionelle Verhältnis von Wirklichkeit und Wirklichkeitsdarstellung umgekehrt. Die mediale Präsentation wird zum eigentlichen Spektakel, nicht das geschilderte Ereignis. »Die ganze Gesellschaft vertraut allmählich immer mehr dem Abbild einer Sache statt der Sache selbst.«⁴ Das Ensemble der Familie oder die einzelnen, die sich um den Apparat versammeln, bilden das Szenario unserer Fragestellung nach der Fernsehunterhaltung, ihren Werten und moralischen Urteilmustern.

Spätestens seit den siebziger Jahren ist die Familie als Forschungsobjekt in die Medienanalyse und Kommunikationswissenschaft aufgenommen worden. Das Forschungsinteresse für das Thema der Fernsehunterhaltung ist im deutschen Sprachgebiet noch jüngeren Datums und erst von bescheidenem Ausmaß. Die Mainzer Tage der Fernsehkritik vom 19. bis 21. Oktober 1987 mit dem Thema »Millionen-Spiel: Programme zwischen Soll und Haben« haben es zum ersten Mal in einer breiten Öffentlichkeit auch von der Seite der »Macher« problematisiert, worauf noch zurückzukommen ist.

Aus rein statistischer Sicht sind wir gut versorgt mit Datenmaterial. Drei von vier Erwachsenen hierzulande sehen pro Tag mindestens einmal fern. Weniger als zwei Drittel der unter 30jährigen zählen zu den Sehern pro Tag, aber in der mittleren Altersgruppe sind es schon 75 Prozent, und die über 65jährigen werden zu 85 Prozent an einem Durchschnittstag durch das Fernsehen erreicht. Was die Sehdauer betrifft, so betrug sie im ersten Halbjahr 1987 an einem Durchschnittstag 161 Minuten. Männer und Frauen sehen gleich lang, Personen mit dem Abschluß einer weiterführenden Schule fast eine Stunde weniger als Personen mit dem Volksschulabschluß. Ein jugendlicher Erwachsener kommt mit 93 Minuten täglicher Sehdauer auf nur knapp die Hälfte der 195 Minuten bei den 50-64jährigen. Personen im Alter von 65 und mehr Jahren verbringen 224 Minuten mit dem Fernsehen. Das entspricht fast der Strecke zwischen 18 und 22 Uhr allabendlich.⁵

Die durchschnittliche Laufzeit des Gerätes pro Tag liegt bei 3 bis 4 1/2 Stunden. In den USA liegt sie bei 6 bis 8 Stunden. Wobei sich hier die Frage nach den »Nebentätigkeiten« stellt. Wie jemand beim Betreten des Raumes den Lichtschalter betätigt, so wird vielfach in amerikanischen Haushalten der Fernsehapparat eingeschaltet, und nicht selten läuft er rund um die Uhr. Die Abnutzungs- und Gewöhnungseffekte, die aber auch die Süchtigkeit verfestigen können, sind in den USA weiter fortgeschritten. Dort, aber auch hierzulande zeigt sich, wie sich mit der Zahl der Haushalte, in denen zwei oder mehr Geräte stehen, der Fernsehkonsum wieder

4 »Is TV a Pied Piper?«, *Young Children Journal*, November 1974, S. 12, in: Joan Anderson Wilkins, *Bewußter fernsehen. Ein Vier-Wochen-Programm für die Familie*. Frankfurt 1986, S. 19.

5 Vgl. Michael Darkow, *ZDF-Medienforschung. Wer sieht was, warum?*, *Mainzer Tage der Fernseh-Kritik 1987* (Manuskript).

splittet und individualisiert. Befindet sich nur ein Gerät im Haushalt, dann wird zu 94 Prozent gemeinsam ferngesehen. Bei zwei Geräten sind es nur noch 80 Prozent. Tritt ein drittes Gerät hinzu, dann sinkt die Zahl auf 66 Prozent, aber durch ein viertes verändert sich die Zahl kaum noch. »Es gibt also offensichtlich einen bestimmten Grundbestand an gemeinsamem Familienfernsehen.«⁶ Was das Fernsehen für das tägliche Leben der Menschen bedeutet, ist als Tatsache, zahlenmäßig jedenfalls, vielfach belegt. In den USA besitzen die meisten Familien mindestens drei und maximal fünf Fernsehapparate. Eine Karikatur aus dem Magazin »New Yorker« veranschaulicht die Situation. Ein älteres Ehepaar sitzt vor dem Bildschirm: »Einunddreißig Jahre lang gemeinsam ferngesehen ... Das ist doch immerhin etwas!«⁷

II. Familienalltag und Fernsehnutzung

Statistische oder demoskopische Methoden »greifen« den Stoff nur äußerlich. Die Aufmerksamkeit der einzelnen Familienmitglieder füreinander in der familiären Interaktion vor dem Fernsehen und mit dem Medium ist auch noch meßbar in quantitativen Analysen. Aber die Ergebnisse kommen über Allgemeinplätze nicht hinaus. Bringt das Fernsehen zum Beispiel die Menschen zusammen? Ja, aber andererseits führt es zu geringerer Interaktion und zu weniger oder zumindest kürzeren Gesprächen.⁸ Während des Fernsehens wird zu 60 Prozent mehr geschwiegen als sonst. Familien mit einem hohen Fernsehkonsum nehmen weniger Mahlzeiten am Eßtisch ein, spielen weniger Familienspiele und reden insgesamt weniger. Was fangen wir mit solchen Daten an? In den Psydata-Studien, von Hella Kellner in den 70er Jahren für die ZDF-Medienforschung erstellt (leider scheint mit dem zu frühen Tod dieser Mitarbeiterin die ZDF-Medienforschung im Bereich Familie und Fernsehen zum Erliegen gekommen zu sein!), sind verschiedene Indikatoren für die Qualität der Interaktion aufgestellt worden: Kommunikationsausnutzung, -komplexität, -dichte, Situationskomplexität, programmbezogene Fernsehgespräche, affektive bzw. spannungsreiche Interaktion, hoher Fernsehkonsum der Kinder. Das Ergebnis war: Mit steigender Störanfälligkeit der Interaktionsqualität nimmt auch die Fernsehnutzung insgesamt zu.⁹ Umgekehrt und einfacher gesagt: Je mehr im Familienkreis ferngesehen wird, umso häufiger erklingt das »Halt die Klappe!«

Wie das Fernsehen die sozialen Beziehungen in der Familie beeinflusst und die Gesprächskultur sich verändert, ist als Forschungsdimension in einigen Studien wohl erkannt worden, aber mit wenig brauchbaren Ergebnissen. Wir müssen an dieser Stelle wohl Abschied nehmen von dem Vorhaben, daß die Komplexität, mit der das Fernsehen in den Familienalltag verwoben ist, wissenschaftlich aufgeschlüsselt werden

6 Angela Fritz, a. a. O., S. 41, auch S. 12f. Vgl. auch Wolfgang Darschin – Bernward Frank, Tendenzen im Zuschauerverhalten. Fernsehgewohnheiten und Fernsehreichweiten im Jahre 1986, in: Media Perspektiven 4 (1987), S. 197.

7 Joan Anderson Wilkins, a. a. O., S. 17.

8 Vgl. Angela Fritz, a. a. O., S. 12.

9 Vgl. Hella Kellner, Fernsehen als Sozialisationsfaktor. Erste Zwischenergebnisse einer Studie über die Wirkung von Gewaltdarstellungen im Fernsehen auf das Zuschauerverhalten. Mainz 1976, S. 306.

könnte. Wir treffen auf eine anthropologische, psychologische und kulturelle »Gemengelage«, die jede monokausale, ja überhaupt jede Kausalerklärung über den Einfluß der Medien auf die Familie zunichte macht.¹⁰

Was wir in dieser Hinsicht leisten können, das ist: Wir beobachten uns selbst und andere beim Fernsehen, wir sammeln Erfahrungen und sichten sie, Fallstudien werden betrieben, um alltagsnah die entstehenden Milieus und Wertmuster zu beschreiben. Das ist ein hermeneutisch-interpretativer Forschungs- und Erkenntnisansatz, der dem Stoff angemessen ist. Das Verstehen ist entscheidend. Wir selbst sind nahezu ausnahmslos Fernsehzuschauer. Wir selbst leben buchstäblich in Fernsehzeiten.¹¹ Das Verstricktsein in die Verhältnisse ist zugleich die Chance, Erfahrungen geltend zu machen und sie an den Maßstäben vernünftiger Selbst- und Weltgestaltung zu orientieren. Fernsehen, das ist eine spezifische Kultur, eine Philosophie, und ihr im Erkenntniszusammenhang von Mensch und Massenunterhaltung näherzutreten, darum geht es in unserer Fragestellung.

Die beiden Autoren Jan-Uwe Rogge und Klaus Jensen haben den Fernsehalltag mit Programm und Programmwahl, mit seinen spezifischen Nutzungsmustern beobachtet. Arbeiterfamilien orientieren sich bei der Programmwahl anders als Mittelklasse-Familien. Die elterlichen Nutzungsprogramme für Fernsehsendungen gelten für Kinder und Jugendliche mit unterschiedlichem Gewicht. Der Fernsehalltag in einem charakteristischen Beispiel:

Uwe und Gaby Eilers leben mit ihren beiden Kindern Marco und Sonja, elf und neun Jahre alt, in einer Vier-Zimmer-Wohnung in einem Dorf mit achthundert Einwohnern ... Um 19 Uhr beginnt parallel zum Abendessen der Fernsehabend. Uwe Eilers: »Fernsehen ist in Ordnung, das brauch' ich abends einfach. Was anderes machen als Fernsehen ... natürlich spielen wir zusammen oder ich nehm' sie mit zum Kicken. Aber ich kann doch nicht auch noch als Konkurrenz zum Fernsehen auftreten, ich hab' doch genug auf der Arbeit zu tun.« Beide machen sich durchaus Gedanken, wie das »mit dem Fernsehen und den Kindern ist«. Dazu Uwe Eilers: »Wenn die Kinder fernsehen, haben sie ihre Gründe. Ich sag mir, laß sie, wir haben auch viel Scheiß gemacht. Wir sind doch auch was geworden, und das mit dem vielen Fernsehen der Kinder gibt sich schon wieder. ... Nur wenn sie Zoff machen, ist's aus mit dem Fernsehen.« Gaby Eilers hat da eine völlig andere Meinung: »Ich les' viel, was ist mit dem Fernsehen und so. Da mach' ich mir schon meine Gedanken, was wird mit den Kindern. Aber bei meinem Mann finde ich keine Unterstützung. Der macht, was er will, und das merken die Kinder.« Und an einer anderen Stelle des Interviews fügt sie hinzu: »Schlimm ist, daß ich nicht alles durchhalten kann. Ich will nicht, daß sie so viel

10 Vgl. Walter A. Mahle (Hrsg.), *Langfristige Medienwirkungen* (= AMK-Studien 27). Berlin 1986. In diesem Dokumentationsband eines wissenschaftlichen Gesprächs zwischen Kommunikationswissenschaftlern und Medienfachleuten der Bundesregierung vom September 1986 in Bonn gesteht die empirische Medienwirkungsforschung ihre Grenzen ein und bekennt sich zu geschichtswissenschaftlichen und geisteswissenschaftlichen Methoden.

11 Vgl. die Rezension des Autors zu der amerikanischen Veröffentlichung von Joshua Meyrowitz, *No Sense of Place. The Impact of Electronic Media on Social Behavior*. New York 1985, in dieser Zeitschrift 2 (1987), S. 178-187, unter dem Titel »Wir leben in Fernsehzeiten«. Dazu auch Todd Gitlin (Ed.), *Watching Television*. New York 1986.

fernsehen, aber ich steh' auch unter Strom. Dann ist schon bequem, daß es den Apparat gibt. Und hinterher hat man ein doppelt schlechtes Gewissen.«¹²

Daß die meisten Kinder weitgehend ohne elterliche Kontrolle fernsehen, wird in vielen Studien belegt. Wie wichtig es ist, die Kinder beim Fernsehen nicht sich selbst zu überlassen, kann jeder an den eigenen Kindern oder Enkelkindern beobachten. Es bleiben immer Rückfragen und Unsicherheiten, die in einem anschließenden und klärenden Gespräch berührt werden.¹³ »Der Forschung zufolge kann das Fernsehen zumindest soziale Rollenbilder und soziales Verhalten von Kindern verstärken.«¹⁴ Aber nicht nur Kinder lernen vom Fernsehen. Zu diesem Fazit gelangt der bisher umfangreichste Forschungsbericht, den die amerikanische Regierung unter dem Titel »Television and Behavior« vorgelegt hat.¹⁵ Die gezeigten Familienporträts und Familienrollen wirken als »interpretatives und normatives Paradigma«.¹⁶ Die Menschen lernen vielfach vom Fernsehen. Seine Prägekraft ist mit einem Schulprogramm vergleichbar, das sich über viele Lebensjahre erstreckt und beibringt, wie man zu denken und zu fühlen hat. Bestimmte Umstände wie das weitverbreitete Gefühl einer Orientierungslosigkeit in der Bevölkerung oder das Zurücktreten religiöser Bindungen können den Einfluß der Massenmedien nochmals vergrößern. Die bloße Faktizität des Gezeigten und Dargelegten vermag normative Kräfte auszulösen. Mit dem Ohr am Herzen des Zeitgeistes teilen die Medien den Menschen ihre Befindlichkeit mit und suggerieren, was »relevant« ist.

III. Erzählte Mordgeschichten im Fernsehkrimi

Die Fernsehunterhaltung wird heute in beträchtlichem Maße von Serien bestritten. Die Fernsehserie ist das beherrschende Genre geworden. Einige Momentaufnahmen dazu:

Es ist Freitag, 4. September 1987. Im 2. Programm läuft um 12 Uhr die zehnte Folge der Familienserie »Diese Drombuschs«. Eine Wiederholung. Ab 14. September gibt es neun weitere Folgen der Familienserie, die beim diesjährigen internationalen Serienfestival – das gibt's auch – Teleconfronto in Italien ausgezeichnet worden ist. Die Folgen kommen jeweils 20.15 Uhr zur besten Sendezeit. Die Drombuschs ziehen in eine alte Mühle um. Der Ehemann Siegfried Drombusch übernimmt sich und

12 Jan-Uwe Rogge – Klaus Jensen, Medien im Familienalltag. Alte Probleme und neue Belastungen, in: Medienpraxis/Kommunikationswissenschaft 6, hrsg. von der Zentralstelle Medien der Deutschen Bischofskonferenz. Bonn 1986, S. 10.

13 Angela Fritz, a. a. O., S. 67. Diese Veröffentlichung hat zu den forschungsleitenden Gesichtspunkten relevantes Material vor allem auch aus der US-Kommunikationswissenschaft zusammengetragen, »um den Grundstein zu legen für ein theoretisches Forschungsgerüst, das die aufgezeigten Probleme der Fernseh- und Familienforschung berücksichtigt und den sich daraus ergebenden Anforderungen an die Forschung gerecht wird«.

14 Angela Fritz, a. a. O., S. 71.

15 National Institute of Mental Health, Television and Behavior. Ten Years of Scientific Progress and Implications for the Eighties, 2 Vol., ed. by David Pearl et. al., Rockville/Maryland 1982. Mehr als 2.500 Titel relevanter Forschungsveröffentlichungen liegen aus den USA vom Zeitraum der letzten 10 Jahre vor.

16 Angela Fritz a. a. O., S. 77.

erleidet einen Herzinfarkt. Gefilmt werden bewußt die Alltagswelten der Familie. Es fließt kein Mörderblut, es wird nicht geschossen, man lebt einen normalen Ehe- und Arbeitsalltag. Nur: Im Fernsehen geht's noch etwas hektischer zu als sonst. Wo bleibt das Positive? Hier ist es, wollen die Produzenten antworten. »Diese Drombuschs«, man spürt es, wollen zeigen, wie es ist. Die Klischees von »Dallas« oder »Denver« sollen nicht gelten. Etwas langweilig, aber ich bin in die zehnte Folge so hereingelplatzt.

Abends um 20.15 Uhr sehe ich im 2. Programm den Krimi »Der Alte«. Die Kameraführung ist gut, man legt Wert auf unkonventionelles Filmen. Sonst alles konventionell und rituell wie stets im TV-Kriminalfilm. Blut fließt gleich zweimal. Ein Mord aus Rache? Nein, der Liebhaber war's, der den Ex-Häftling Hans Steiger auf Anstiftung seiner Ehefrau umlegt. Beate Steiger begehrt die Scheidung von ihm. Steiger hatte eine Gefängnisstrafe wegen Vergewaltigung von Elisabeth Bossek zu verbüßen, die nun ihrerseits, als sie sich erneut attackiert glaubt, den Mörder mit einer Salve von Schüssen niederstreckt. Um 22.15 sehe ich noch im 3. ARD-Programm West die zweite Folge des englischen Fernsehfilms »Das Geheimnis der Goldmine« nach Agatha Christie. Hier werden die Opfer vergiftet. Krimi auf englische Art. Das Knäuel widriger Verhältnisse entwirrt die sagenhafte Miss Marple. Ich glaube, der Film kommt auf drei Morde. So ein englisches Landhaus steckt voller Mordlust und Habgier. In jeder »cup of tea« lauert der Tod. Ich möchte da nicht wohnen.

Der Fernsehkrimi, ein Derivat von Kriminalroman und Kriminalfilm (»Tatort«, »Der Alte«, »Derrick«, »Ein Fall für zwei«), zeigt sich exemplarisch für einen überwiegenden Teil der Fernsehserien als paradoxes Ineinander von Wirklichkeitscharakter und Konstruktion, Aktualitätszwang und Aktualitätsflucht, Beunruhigung und Harmonisierung, Offenheit und Klischeebestätigung, Logik und Plausibilitätsdefizit. Karl Prümm, der den Fernsehkrimi als »Genre der Paradoxien« bezeichnet, sieht in der Vortäuschung falscher Tatsächlichkeit den Erzählstil der Mordgeschichten manifestiert. Wie kein anderes Genre entspreche der Fernsehkrimi den Grundbedingungen des Mediums Fernsehen: »Sein hohes Maß an Flexibilität, die Fähigkeit, immer neue Differenzierungen des Verbrechens, neue Tätergruppen, neue Schauplätze erzählerisch aufzunehmen, erfüllt die Unendlichkeitsforderung des Programmkontinuums. Zugleich erzeugt das Schema, das quasi natürlich aus dem Objekt selbst erwächst, ihm also nicht aufgezwungen zu werden braucht, die Abfolge von rätselhaftem Mord, Fahndung und Auflösung, erzeugt dieses Schema prägnante Serialität und überschaubare Ordnungsstrukturen.«¹⁷

Wenn man die inhaltliche Sonde anlegt und fragt, wie zum Beispiel die Familienbeziehungen in Unterhaltungssendungen dargestellt sind, dann überwiegt die pessimistische Beurteilung. »Vergleichsweise zur harmonischen und eher idealistischen Darstellungsweise der Familie im Vorabendprogramm fällt im Hauptabendprogramm die pessimistische Darstellung von Familie und Familienzerrüttung stark ins Gewicht.« Dieses Resümee finde ich in einer Untersuchung, die das Institut für Medienforschung Dr. Udo Michael Krüger in Köln während der Monate Januar und Februar 1980 im Auftrag der Zentralstelle Medien der Deutschen Bischofskonferenz vorgenommen

17 Karl Prümm, Der Fernsehkrimi – ein Genre der Paradoxien, in: Rundfunk und Fernsehen 3 (1987), S. 351.

hat. 60 Sendungen von ARD und ZDF zwischen 18 Uhr bis 22.30 Uhr sind mit Inhaltsanalysen ausgewertet worden.¹⁸ Diese Studie zählt zu den wenigen inhaltsanalytischen Versuchen, einiges Licht zu werfen auf die Darstellungsweisen der Familie in den dramatischen Unterhaltungssendungen des Fernsehens; gegenwärtig ist mir keine weitere dieses Umfangs bekannt.

Die Untersuchung, aus der im folgenden zitiert wird, hat auch 9 Hauptabendserien beobachtet. Vor allem deutsche Serienkrisis bevorzugen ein Muster, bei dem sich die Handlung vor der Kulisse gestörter Ehe- und Familienbeziehungen abspielt. Der Wohlstand trägt. Hinter hohem Sozialprestige – nicht selten sind es Unternehmerfiguren – verbergen sich neurotische, sinnentleerte Ehe- und Familienbeziehungen. Die kaputte Familie könnte als etwas durchaus Geläufiges erscheinen, das in allen sozialen Schichten vorkommt. Beispiel aus der Sendung »Derrick«: Die gestörte Familienbeziehung eines im Berufsleben erfolgreichen Mannes liefert den Schlüssel zur Aufklärung des Mordes an seiner Ehefrau. Die Beziehungslosigkeit der Ehepartner kompensiert die Ehefrau durch eine Kette von Liebschaften und hat dabei die Sympathie der Schwiegermutter. Der jüngere und hörige Bruder stößt seine Ehefrau vor ein fahrendes Auto, um Anerkennung bei dem wegen seines Erfolges bewunderten großen Bruder, dem gefühlskalten Ehemann, zu finden. Das Ermittlungsverfahren besteht zum großen Teil darin, die pathologischen Familienbeziehungen aufzudecken und die ehemaligen Liebhaber der Ehefrau als potentiell Mordverdächtige vorzuführen.

Nicht nur in Krimis, sondern in fast allen berücksichtigten Sendungen, die als Fernsehfilm und Fernsehspiel gelten, spielt die Familie auch eine bedeutsame Rolle, selten als positive, dem einzelnen einen Rückhalt bietende Intimsphäre, sondern vorrangig als Schauplatz für Ehe- und Familienkrisen. Auch die beobachteten Eltern-Kind-Beziehungen bieten ein teils aufschreckendes Panorama der Verstörung und Brutalität. Ehehliche Sexualität sowie eheliche Liebe und Zärtlichkeit war nur in einer Sendung anzutreffen. Erotik und Sex treten vorwiegend in nicht-ehelichen bzw. außerehelichen Zusammenhängen auf. Unterteilt man die Handlungsträger nach Helden und Gegenspielern, dann sind alle Geschiedenen, Getrennt-, in nichtehelichen und in Wohngemeinschaft Lebenden ausschließlich unter den Helden zu finden.¹⁹ Wer verheiratet ist, ist kein Held.

IV. Die Serien als Trivilliteratur des Fernsehens

Eine weitere Momentaufnahme zur Fernsehunterhaltung und Serienproduktion: »Es wird gesoffen, was das Zeug hält.« Jemand aus dem Publikum sagt es auf deftige Art und zeigt sich entrüstet über die Moral der Fernsehserien. Dieser Herr will wissen, warum die Helden immerfort mit dem Whiskyglas in der Hand auftreten. Die Kulisse für die Publikumsbefragung liefert die letzte Funkausstellung Ende August 1987 in Berlin. »Klartext« heißt das Programm. Aber zum Mißvergnügen des Publikums wird kein Klartext gesprochen, sondern der Selbstbestätigung Ausdruck verliehen. ZDF-

18 Zentralstelle Medien der Deutschen Bischofskonferenz, Zur Darstellung der Familie im Fernsehen 1980, in: Pastoralblatt. Köln 1981, S. 10.

19 Ebd., S. 15.

Vorabendprogrammchef Göhlen und Hans Hirschmann von der ARD-Serienproduktion stehen Rede und Antwort. Warum so viele Serien heute im Fernsehen? Das Publikum wünsche es, ist die Antwort. Der Unterhaltungswert sei entscheidend. Wer oder was den Unterhaltungswert bestimme? Die Einschaltquoten natürlich. Keine Spur von Selbstzweifel bei den Herren. Nur eine einzige Frage aus dem Publikum zielt auf »bessere« und einfallsreichere Produkte, aber sie wird abgewimmelt, wie es vorher der Frage passierte, warum das Klischee mit dem Whiskyglas sich hartnäckig behauptet. Sie treten auf wie Seifenfabrikanten, die öffentlich-rechtlichen Vertreter. Soap Operas, Seifenopern im Angebot. Müssen die Kultur-Niveaus auf den niedrigsten gemeinsamen Nenner abgesenkt werden? Der Rundfunkjournalismus und das Genre der TV-Serienproduktionen für die Fernsehunterhaltung bezeichnen ein Verhältnis, das noch ganz ungeklärt ist. Mit der Fernsehunterhaltung liegt offenbar einiges im argen. Das zeigt die Diskussion auf der Funkausstellung.²⁰

Noch deutlicher wurde die Ratlosigkeit in Mainz demonstriert, als das ZDF zu den traditionellen Tagen der Fernsehkritik eingeladen hatte und diesmal das »Millionen-Spiel« zur Debatte stand. Die »Schwarzwaldklinik« bringt es abends bis zu 28 Millionen Zuschauern in der Spitze. Die erfolgreichste Serie im abgelaufenen Halbjahr 1987 aber ist »Das Traumschiff« mit einer durchschnittlichen Sehbeteiligung von fast 23 Millionen Zuschauern. 17 Millionen sind es beim »Tatort«, etwa 15 Millionen bei den ZDF-Krimis am Freitagabend. Fast achtzig Prozent aller Erwachsenen in der Bundesrepublik hatten nach 14 ausgestrahlten Folgen aus der Serie »Das Erbe der Guldenburgs« zumindest eine dieser Sendungen gesehen.²¹ Einer der Referenten in Mainz berichtete: »In einer einzigen Programmwoche, der vom 10. bis 16. Oktober, habe ich unter Einschluß der Dritten und der neuen Programme nur in der Hauptabendzeit 33 Seriensendungen gezählt.«²² Hans Bachmüller, ein Fernsehkritiker, sprach zur Inflationierung eines Genres unter der Überschrift »Im Sog der Serie«. Die Markt- und Verkaufsmoralität sei tief in alle Medien eingedrungen, mit den öffentlich-rechtlichen an der Spitze. »Serien sind Unterhaltung, Unterhaltung rechtfertigt sich durch Einschaltquoten, und Einschaltquoten ab dreißig Prozent rechtfertigen alles.«²³ Fernsehserien, so meinte dieser Kritiker, seien nicht von Haus aus minderwertig. Sie seien eben so platt und blöd wie ihre Erzeuger. »Berichte aus der Werkstatt«, wie es im Mainzer Tagungsprogramm hieß, führten in eine hochrationalisierte, arbeitsteilig funktionierende Unterhaltungsfabrik. Der Erfolg wird massenindustriell hergestellt, die Ingredienzien Sex und Crime, Mord und Tod, Liebe und Haß werden perfekt gemixt. Dann läuft das Geschäft. Fernsehgesellschaften in 14 Ländern kauften die »Guldenburgs«.

Die Frage nach der Massenwirksamkeit der Programme ist die entscheidende. Wenn sich Abertausende amerikanischer Jungen wünschen, einmal zu werden wie J.

20 Vgl. Louis Bosshart, Fernsehunterhaltung aus der Sicht von Kommunikatoren, in: *Media Perspektiven* 8 (1984), S. 644. Ebenfalls Ursula Dehm, Fernsehunterhaltung aus der Sicht der Zuschauer, in: ebd., S. 630.

21 Michael Darkow, ZDF-Medienforschung, a. a. O.

22 Hans Bachmüller, Im Sog der Serie. Zur Inflationierung eines Genres. Mainzer Tage der Fernseh-Kritik 1987 (Manuskript).

23 Ebd.

R. (berühmt-berüchtigter Schurke aus »Dallas«), kann das schon bedenklich stimmen. Es heißt, den aufklärerischen Anspruch preisgeben, wenn man die Serien als harmlosen Unterhaltungsfirlefanz abtut und nicht sieht, wie exemplarische Figurationen und ethische Verhaltensmuster sich ausbreiten. Bachmüller weiter: Sei es hinzunehmen, daß sich »Tatort« zu einer sadistischen Prügelseerie entwickelt? Sei es ästhetisch akzeptabel, daß die »Schwarzwaldklinik« den Kitsch der Arzt- und Heimatfilme reproduziert, schick und neu gestylt, mit dem Odeur dieser zweiten Restauration? »Ästhetik ist in meinem Verstand auch eine durchaus moralische Kategorie, ganz in dem altmodischen Sinn, daß Schönheit und Wahrheit Geschwister sind.«²⁴

»Es kann nur noch schlimmer werden,« meinte die Funk-Korrespondenz zu dem Mainzer Gespräch. »Die Fernsehkritik steht dem Phänomen fast hilflos gegenüber.«²⁵ Vom »ungenierten Aufrüsten der Anstalten im Trivialen« sprach der Rezensent in der Frankfurter Allgemeinen Zeitung. »Man kommt wahrlich nicht umhin, die Lust der Leute an einer Schlüssellochperspektive festzustellen.«²⁶ Die Enttäuschung der Intellektuellen darüber, daß das Fernsehen ein »Amüsierbetrieb der Millionen« ist, hat die Frage, wie man die Serien besser machen könnte, leider in den Hintergrund treten lassen. In der scharfen und kritischen Analyse ist man allemal glänzend, aber für die Therapie der flimmernden Trivilliteratur des Fernsehens bleibt zu wenig Raum. Ist die Fernsehunterhaltung wie ein Naturereignis über uns gekommen? Stampft die Maschine, einmal auf Erfolg eingestellt, in ihrer seriellen Produktion über uns hinweg?

Am Ende ist nichts, was gilt und göltig ist, nichts was bleibt, Nihilismus. Alles verkommt. »Und dieser Zwang zur absoluten Quasselei mag es auch sein, der die »Lindenstraße« mit dem gesamten Fernsehprogramm, so wie es sich derzeit präsentiert, verbindet: Auch hier wird permanent über dieses und jenes gequasselt.«²⁷ Endet nun auch das deutsche Fernsehen, das sich für das beste in der Welt hält und so gern auf »amerikanische Fernsehverhältnisse« herabblickt, in Müdigkeit, Langeweile, Nihilismus? In einer Pilotstudie »Dallas in Deutschland« ist ein interessanter Vergleich zwischen amerikanischen und deutschen Zuschauern empirisch erfaßt worden. Amerikanische Zuschauer, viel fernsehgewohnter und auch wohl fernsehhabgestumpfter als Europäer, nehmen »Dallas« anders wahr als die deutschen Zuschauer. Die Seifenoper gibt es in den USA seit den zwanziger Jahren, damals im Radio zuerst. »Die Erfahrung mit dem Genre der »soap opera« bewirkt, daß der amerikanische Zuschauer »Dallas« konsequenter als Geschichte, als Fiktion erlebt, während für den deutschen Fernsehzuschauer, dem diese Erfahrung fehlt, das Milieu von »Dallas« in einer als authentisch akzeptierten Fremdheit einen viel stärkeren Wirklichkeitscharakter hat. Für den Amerikaner ist das Milieu nicht besonders ungewöhnlich, deshalb einfach Teil der Geschichte. Da »Dallas« als Geschichte erlebt wird, fehlt der betont idiosynkratische Bezug auf das eigene Leben. Zwar erleben auch die amerikanischen Zuschauer

24 Ebd.

25 Peter Leudts, Es kann nur noch schlimmer werden. Die Fernsehserie im Mittelpunkt der Mainzer Tage der Fernsehkritik, in: Funk-Korrespondenz Nr. 43 (23. 10. 1987).

26 Uwe Schmitt, Der gemeinste vielfache Nenner. Millionenspiel der Serien: Zur Kontroverse auf den Mainzer Tagen der Fernsehkritik, in: Frankfurter Allgemeine Zeitung (23. 10. 87).

27 Dietrich Leder, Die unendliche Geschichte. Die »Lindenstraße« nach einhundert Folgen, in: Funk-Korrespondenz Nr. 44 (30. 10. 1987).

die Geschehnisse als aufregend und unmoralisch, aber deutlich seltener als eigene verdrängte oder unbewältigte Probleme. Sie behandeln die Serie als Kritiker oder Produzenten der Geschichte, wobei sie ihre persönlichen Wertvorstellungen einbringen können.«²⁸

Es wird deutlich, wie facettenreich das Thema ist, das wir mit dem Beziehungsfeld von Fernsehen, Familie und Fernsehunterhaltung angesprochen haben. Ist nicht unser Alltag voller Serien? Wir müßten jetzt damit beginnen, die anthropologischen Grundlagen der Unterhaltung und Fernsehunterhaltung zu erörtern. Wie ist Unterhaltung im Kontext sozialer Kommunikation zu bestimmen? »Kein Zweifel, Unterhaltung kann Menschen bilden; sie kann auch sittliche Bildung, sie kann Tugend evozieren.«²⁹ Wir hätten von den Phänomenen der Massenkultur gegenüber einer Elitkultur zu sprechen, vom Fernsehen als »Ritual« und Transportband »kollektiver Überzeugungen«.³⁰ Aber dies kann hier alles nur angedeutet werden. Wir hätten uns auch mit Neil Postman und seinen nachdenkswerten Thesen zur Epistemologie des Fernsehens auseinanderzusetzen.³¹ Im Gefühlsbeladenen und Atmosphärischen liegen die prägenden Kräfte des Fernsehens. Man könnte es auch das Moralische nennen. Fernsehen und moralisches Urteil, das ist ein noch ganz unbeackertes Feld. Man wundert sich, wie wenig die Kirchen hier experimentieren und den Phänomenen der elektronischen Medienkultur eine besondere Aufmerksamkeit leihen. Schließlich das Medium und seine »Macher«, die sich unter dem Sammelbegriff der Journalisten im herkömmlichen Verständnis kaum noch rubrizieren lassen. Wem schulden sie eine rechenschaftspflichtige Kompetenz und Könnerschaft? Wie steht es um die Fernsehästhetik? Ist der Zynismus der einfachen Gleichung Fernsehen = Triviale Kultur gerechtfertigt? Das Fernsehen als Welttheater hätte seine Wahrheit und Ethik noch weitgehend zu entdecken. So darf das Genre der Fernsehunterhaltung nicht in die Belanglosigkeit entlassen werden. Vielfach gilt der alte Spruch von Samuel Goldwyns Produzentenweisheit: »Das Publikum weiß erst, was es will, wenn es das, was es will, zu sehen bekommt.«

28 Herta Herzog, Dallas in Deutschland. Eine Pilotstudie, in: Rundfunk und Fernsehen 3 (1986), S. 363. Vgl. ebenfalls Michael Schenk – Patrick Rössler, »Dallas« und »Schwarzwaldklinik«. Ein Programmvergleich von Seifenopern im deutschen Fernsehen, in: Rundfunk und Fernsehen 2 (1987), S. 218.

29 Alfons Auer, Ist Unterhaltung vertane Zeit? Überlegungen aus der Sicht einer theologischen Ethik, in: Alois Rummel (Hrsg.), Unterhaltung im Rundfunk. Berlin 1980, S. 9.

30 Vgl. Horace M. Newcomb – Paul M. Hirsch, Fernsehen als kulturelles Forum. Neue Perspektiven für die Medienforschung, in: Rundfunk und Fernsehen 2 (1986), S. 177ff. In diesem Aufsatz wird Kommunikation sowohl als Vermittlungsprozeß wie auch als Ritual gesehen. Nach James Carey tendieren »literarische« oder »ästhetisch orientierte« Ansätze zu einem Ritualmodell von Kommunikation »zur Stabilisierung der Gesellschaft in der Zeitdimension«. Zentral »ist nicht der Informationstransfer, sondern die Demonstration kollektiver Überzeugungen«. Dabei wird dem Fernsehen in der Entstehung »öffentlichen Denkens« eine entscheidende Rolle als »Erzähl-System« zugesprochen.

31 Hermann Boventer, Das Fernsehen muß vom Thron herunter. Zu Neil Postman »Wir amüsieren uns zu Tode«, in: Rheinischer Merkur/Christ und Welt (9. 11. 1985); ders., Von der Verantwortung der elektronischen Medien. Ethik und Fernsehästhetik im Spannungsfeld von Produktion und Publikum, in: Alphons Silbermann (Hrsg.), Die Rolle der elektronischen Medien in der Entwicklung der Künste. Frankfurt 1987, S. 137-153.

V. »Gutes« Fernsehen und poetische Kompetenz

Der wertevermittelnde Aspekt ist zuletzt der entscheidende. »Television shapes our soul«, schreibt der Amerikaner Michael Novak.³² Meistens wird doch so getan, als falle das alles vom Himmel, die Verächtlichmachung der ehelichen Liebe und Treue, die Leichtigkeit und Leichtfertigkeit, mit der Ehebruch, Scheidung, Abtreibung, mehrfache Wiederverheiratung dargestellt und gespielt werden. Wohl gemerkt, es geht um gespielte Verachtung und Verächtlichmachung. Daß Menschen schuldig werden, Ehen zur Hölle werden, das hat es immer gegeben. Aber es hat nicht immer die alltägliche, millionenfache Propaganda dafür gegeben, den bequemen und leichten Ausweg auf Kosten des anderen zu wählen. Die Propaganda eines gewalttätigen Egoismus, das ist es, was sorgenvoll stimmen kann. Diese alltägliche, millionenfache Propaganda für eine ganz bestimmte »Moral« errichtet eine öffentliche und öffentlich finanzierte Gegenkultur vom hohen Thron herab. Die Moral heißt Beliebigkeit. Ich tue, was mir gefällt. Die Normen werden ausgehöhlt. Die Moral fällt zusammen wie ein Kartenhaus. Dem Sog der Medienzivilisation kann sich kaum einer entziehen, so penetrant und totalitär sind ihre Effekte. Television shapes the soul.

Fernsehen könnte auch ganz anders sein. Vom 27. bis 29. Mai 1987 fand in München das Prix-Jeunesse-Seminar statt. Man wollte überlegen, was Kinderfernsehen bisher war, was es künftig sein sollte. Die 17 Referate, so rezensierte die Funk-Korrespondenz die Zusammenkunft, zeigten die Hilflosigkeit der Medienforschung, wenn sie den Praktikern des Kinderfernsehens eine theoretische Grundlegung vermitteln soll, wie denn ein »gutes« Kinderfernsehen auszusehen habe.³³ Da haben wir eine Forschung, da haben wir eine Wissenschaft und Hunderte von Wissenschaftlern, aber wie man ein »gutes« Werk zustande bringt, das weiß niemand mehr. Ist das so?

Ich will es nicht glauben. Wir haben viele Beispiele eines gelungenen, in Stoff und Form gemeisterten Kinderfernsehens vorzuweisen, das als »gut« im journalistischen, handwerklichen und pädagogischen Sinn gelten kann. Es gibt viele Wege dorthin. »Was Kinder in Wahrheit brauchen, um sich die Welt anzueignen und einzuverleiben, das ist Poesie.« Was Michael Ende hier in einem Zeitungsartikel verlangt, eine neue Kategorie von Stoffen für Kinder, die auf dem behutsamen Weg der Poesie »die Spur zum Herzen der Kinder« finden kann,³⁴ das gilt ebenso für die Fernsehunterhaltung der Familien und Erwachsenen.

Mangelt es dem Fernsehen an der poetischen Kompetenz? Gute Kindersendungen gibt es, gute Familienprogramme auch, und was sie »gut« macht, das müßte viel stärker in die öffentliche und journalistische Nachdenklichkeit aufgenommen werden. Das handwerklich gekonnte und gemeisterte, ein »geglücktes« Fernsehen verdient größere Anstrengung und Aufmerksamkeit. Nicht die Fernsehserien als Gattung sind anzugreifen, sondern deren Produktionsform, oft rasch und schludrig gemacht, mit oft sehr dürrtigen Inhalten. Jürgen Flimm, Intendant des Hamburger Thalia-Theaters, nannte in Mainz die Serie ein »tiefes menschliches Prinzip« seit den Einaktern in den

32 Michael Novak, Television shapes the Soul, in: Leonard L. Sellers – William L. Rivers (Ed.), Mass Media Issues. New Jersey 1977, S. 41.

33 Rainald Merkert, in: Funk-Korrespondenz (5. 6. 1987).

34 Vgl. ZDF Presse-Journal (August 1987), Das Programm für die Familie 2. Ebenfalls Elmar M. Lorey, Fernsehprogramme für den Alltag von Kindern und Eltern, in: medium 3 (1986), S. 4.

englischen Mirakelspielen des fünfzehnten Jahrhunderts. Nicht dieses Prinzip, sondern das »endlose Gestammel«, der Verlust von geistigen und kulturellen Zusammenhängen sei zu beklagen. Sehenswertes könne nur finden, wer sich aus dem Fenster lehne, nicht wer sich selbst genug sei.³⁵

Wem zum Drama des Lebens nichts anderes einfällt, als sich unentwegt auf den Sensationalismus kaputter Ehen und Familien zu stürzen, der hat seinen Stoff nicht gemeistert und ist vermutlich selber ein kaputter Typ. Es geht überhaupt nicht darum, im Fernsehen Ehebruch, Scheidung, Abtreibung oder das ganze Elend zerrütteter Familienverhältnisse zu verschweigen und vom Bildschirm zu verbannen. Vielmehr ist die Könnerschaft gefragt. Kunst kommt von Können. Das gilt im übertragenen Sinn auch für die fernsehspezifische Produktion, aus der hervorgehen muß, daß journalistische und humane Kompetenz eingeflossen sind. Der ZDF-Redaktionsleiter für Kinder und Jugend, Markus Schlächter, präzisiert die Kompetenz dahingehend, es seien »Welt und Dasein, innere und äußere Natur unter dem Aspekt von Sinn zu erschließen und Bedürfnisse des Individuums mit den allgemeinen moralischen Normen zu vermitteln«.³⁶

VI. Fernsehen wird unwichtiger

Letzte Momentaufnahme: Ein Fernsehpreis wird verliehen. Anschließend der übliche Drink. Herumstehende. Eine Gruppe steht mit dem Intendanten zusammen. Frage: Ob das Fernsehen sich nicht zu wichtig nimmt. Wie ist es in 30 Jahren um das Fernsehen bestellt? Der Intendant pflichtet bei. In 30 Jahren werde es ein Medium unter Medien sein, sehr viel unwichtiger geworden, und das sei gut so. Schlaflose Nächte habe er, wenn er daran denkt, was so alles heute über den Bildschirm flimmert. Müssen wir das Fernsehen fürchten? Die Bäume des Fernsehens wachsen nicht in den Himmel. Die Reichweiten stagnieren seit Mitte der 70er Jahre. Das gute, alte Dampfradio hat das Fernsehen in der Nutzung wieder überholt. Eine tröstliche Meldung!³⁷ Die Aspekte des Gewöhnungs- und Abnutzungseffekts dürfen bei den Überlegungen zur Mediensozialisation nicht unberücksichtigt bleiben. Auch innerhalb der Familie verändert sich die Rezeptionssituation, wenn neue Techniken das Angebot pluralisieren und individualisieren. Die junge Generation wird als »Multi-Medien-Generation« beschrieben. Eigentliches Medium der Jugendlichen ist heute das Radio mit seinem Klangteppich als Dauerberieselung. Auch das Fernsehen integriert sich bei Jugendlichen erheblich stärker in den Alltagsvollzug als bei der Elterngeneration, die noch eine Phase der Faszination durchlaufen hat. Die Menschen werden schon bald mit dem Fernsehen so umgehen, wie sie es seit langem mit dem Radio machen: die Nebenbei-Rezeption nimmt zu, das Medium verliert seine dominierende Rolle. Chancen auch, daß Fernsehen und Fernsehunterhaltung sich auf ihren »Kulturauftrag« besinnen. »Große Welt auf kleiner Bühne.«³⁸

35 Jürgen Flimm, *Große Welt auf kleiner Bühne*, Mainzer Tage der Fernseh-Kritik 1987 (Manuskript).

36 Vgl. ZDF Presse-Journal (August 1987), S. 3

37 Vgl. *Media Perspektiven* 4 (1987), S. 197, und den Kommentar des Autors, »Das alte Dampfradio macht wieder Karriere«, in: *Rheinischer Merkur/Christ und Welt* (15. 5. 1987).

38 Jürgen Flimm, a. a. O.